

Wir Religionslehrer

Autor(en): **Rogger, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **2 (1916)**

Heft 1

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-524167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

desregiment. „Wir haben den Stern gesehen und sind gekommen.“ Ergebnis und Tat, Grundsatz und Anwendung, Theorie und Praxis.

Das Gebet ist kein Gegensatz zur Wissenschaft, sondern eines ihrer vornehmsten Ergebnisse. Wenn wir die Weisen an der Krippe des Heilandes beten sehen, so ist dies wie eine plastische Darstellung jenes Wortes, das Hettinger einst bei einer Universitätsfeier gesprochen hat: „Die Wissenschaft betet.“

Aus der Erzählung von den Magiern des Morgenlandes läßt sich eine ganze Geistesentwicklung herauschälen, die in dem Endpunkte einmündet: Die Wissenschaft betet.

Das Erscheinen des Sterns. Erkenntnis der Wahrheit. Freude an Wissenschaft und Bildung. Erkennen, vertiefen, durchfühlen. Schlüsse und Folgerungen. Der Entschluß. Die Fahrt nach der Wahrheit.

Forschen und Suchen. Verschwinden des Sterns. Zweifel und Bedenken. Der Terrorismus jener, die die Macht haben.

Der Stern über dem Hause von Bethlehem. Der Kniefall vor dem Weltheilande! Die Wissenschaft betet! Denn das Gebet ist der innigste Ausdruck der Huldigung an die gesundene Wahrheit.

Im Stern des Epiphanietages liegen Verheißung und Warnung. Warnung vor einer Wissenschaft, die in den Sternen nicht zu lesen vermag. Verheißung aber jeder ehrlichen Forschung, die Verheißung an die Wissenschaft, daß sie Gott finden werde.

V. G.

Wir Religionslehrer. *)

Von Seminardirektor L. Rogger, Sigkirch.

Sagen wir es nur offen heraus: wir Religionslehrer und namentlich wir Religionslehrer an den Sekundar- und Mittelschulen, wir sind die bequemsten von allen Lehrern. Oder dann sind wir die besten, die gescheitesten. — Haben wir je daran gedacht, daß wir an uns etwas zu verbessern hätten? Daß unsere Methode einiger Korrektur bedürfe?

Wir wissen: der Inhalt unseres Faches bleibt ewig der gleiche: Das katholische Dogma, der Dekalog, die Gnade, die Sacramente. Rein noch so unbeständiges Jahrhundert nimmt etwas davon, und kein noch so großer Theologe tut etwas Wesentliches dazu. Ebenso fest und unveränderlich sollen auch wir und soll unsere Methode sein. Wie ganz anders bei unsern Kollegen von den weltlichen Wissenschaften, wo ein Jahrzehnt pietätlos verbrennt, was das vorhergehende angebetet hatte! Die mögen neue Schläuche suchen für ihren neuen Wein; unser Wein, aus den Keltern Jesu Christi, ist der gleiche, gestern und heute und in alle Ewigkeit. Also seien auch unsere Schläuche die alten!

Ist es nicht so? Schon 52-mal kam die „Schweizer-Schule“ zu uns. Und wußte sie je etwas von uns zu berichten? Vom Suchen und Ringen des Leh-

*) Ich rede in erster Linie zu den Religionslehrern an Mittelschulen. Die nämlichen Gesichtspunkte gelten aber auch — mutatis mutandis — für den Religionsunterricht in der Volksschule, in der Sonntagschristenlehre, auf der Kanzel und im Heiligtume der Familie, wo Mutter und Vater Christum predigen.

rers und der Lehrerin erzählte sie, die zum Kopf und zum Herzen des Primar- und Sekundarschülers neue Wege bahnen. Wie der neue Deutschlehrer den Deutschunterricht an unsern Mittelschulen jetzt so herrlich erteile, seit er ein neues Lesebuch habe, davon rühmte sie. Wir vernahmen von ihr, wie auch der Geschichts- und Geographielehrer sich neue, höhere Aufgaben gestellt hätten. Wir ergözten uns als friedliche Neutrale an den Kämpfen zwischen Philolog und Philosoph einerseits und Naturwissenschaftler und Mathematiker anderseits: wessen Fähnlein wohl, das neuere des Realismus oder das altehrwürdige des Humanismus, als das gebietende auf dem Gymnasium der Zukunft zu flattern habe. Davon und vom Zeichnen und vom Turnen und von der Musik und von vielem andern redete die „Schweizer-Schule“. Und alle Sprecher waren wenigstens in einem Punkte einig: Macht Platz ihr andern! Mit dem Plätzchen am Ende des Tisches kann ich nicht mehr zufrieden sein. Mehr Raum für mein Fach, denn es ist das wichtigste von allen! Mit gespannten Ellbogen verlangen sie es.

Und während die Plätze verteilt wurden, standen wir Religionslehrer ruhig abseits. Wir lächelten über den Eifer der andern. Wir waren glücklich, daß uns ein besseres, ein sichereres, ruhigeres Los in den Schoß gefallen war. Wir waren ja immer die Hauptlehrer. Unser Fach war ja immer das Hauptfach. Man wird uns doch den obersten und besten Platz, gleichsam das Präsidium, reservieren, auch ohne daß wir uns darum bemühen. Was wären die andern Fachlehrer für eine feindliche Gesellschaft, wenn wir sie nicht einigten! Wo gingen die andern Fächer hin, wenn sie nicht in unserem Fache wieder zusammenkämen! Uns werden sie nie ersetzen. Wir geben Aufschluß, wo alle andern verstummen. Wohin das Fernrohr des Astronomen nicht mehr reicht, dahin zünden wir! Wenn der Philosoph fragend sein Haupt schüttelt, wenn der Naturwissenschaftler sein ignoramus stammelt, wenn selbst der Mathematiker, sonst der genaueste und gewissenhafteste von allen, zur Hypothese seine Zuflucht nimmt, da kommen alle in Demut an uns, um auf ihre tiefsten und letzten Fragen von unserem Fache Antwort zu erbitten. — Und steigen wir tiefer, von der stolzen Wissenschaft zur bescheideneren Praxis: was wäre unsere Jugend, wenn wir sie nicht bändigten, was wäre alle Tugend, wenn unser Himmel sie nicht lockte, und wie groß und mächtig wäre das Laster, wenn unsere Hölle es nicht schreckte! Was wäre die ganze menschliche Gesellschaft ohne unsere Kanzeln! Hat nicht Napoleon der Große es selber gesagt: „Wenn ich nur einen Marktflecken zu regieren hätte, so müßte er Religion haben“?

Und noch mehr: nicht nur für das Erdenglück sorgen wir wie sonst niemand es kann, auch die Schlüssel zur Himmelstüre tragen wir in unsern allmächtigen Händen.

So herrlich ist unser Fach! Und da sollten wir um unsern altererbten Platz markten gehen, markten wie unsere Kollegen? Da sollten wir nach neuen Methoden suchen, um unsere heiligen unentbehrlichen Gaben an den Mann zu bringen! Bedarf denn das Göttliche, das Vollkommene armseliger Menschenhilfe? Sollten wir unser Fach, vielmehr die Sprache unseres Faches und unser eigenes Auftreten nach der Laune der Jahrzehnte richten, wie die andern es tun? Nein! Bei uns kommt es auf menschliche Geschicklichkeit nicht an.

Am ersten Ferientkurs der Vereinigung Schweiz. kath. Mittelschullehrer in Freiburg im Jahre 1914 hielt der hochgelehrte Herr Dr. P. Hilarin Felder ein tiefgründiges Referat über die Apologetik an unsern kath. Mittelschulen. Als im Anschlusse daran die Diskussion eröffnet wurde, da stand der Deutschlehrer auf, da redete der Rhetorikprofessor, da gab der Naturwissenschaftler seine Ratschläge, da behauptete der Philosoph und der Philologe, nur der Fachlehrer, der Religionslehrer — schwieg. War es Überlegenheit, die da dachte: — *odi profanum vulgus et arceo?* Oder war es Bequemlichkeit? Oder war es Rückständigkeit, die nicht begreifen wollte, daß man von neuen Aufgaben der Religionslehrer reden könne, Rückständigkeit, die noch gar nie daran gedacht hatte, daß wir, vom Hauptfach, uns ebenfalls zu rühren haben, wenn wir unsern Ehrenplatz nicht verlieren wollen, daß auch wir in neuer Sprache, in der Sprache des 20. Jahrhunderts, zu reden haben, wenn wir wollen, daß die Zuhörer die Weisheit unseres Katheders und das Feuer unserer Kanzeln mitnehmen ins neue Leben hinaus. — Einer nur von den anwesenden Religionslehrern hielt damals den Finger auf, schüchtern wie ein Schulbübchen fast, das nicht recht weiß, ob das, was es sagen möchte, wirklich gescheit ist, oder ob seine Mitschüler mitsamt dem Lehrer es auslachen werden, wenn es redet; so schüchtern, daß der Herr Dr. P. Hilarin Felder seinen Finger nicht bemerkte und er also nicht sagen durfte, was ihm in der Seele und auf der Zunge brannte!

Was er denn gerne gesagt hätte? Das soll im laufenden Jahrgange in mehreren, in zwangloser Folge erscheinenden Artikeln die „Schweizer-Schule“ erzählen. —

Wir Religionslehrer!

Daß viele unserer weltlichen Kollegen auch nicht gute Noten verdienen, ist für uns keine Entschuldigung. Daß viele von ihnen im Unterrichte auch heute noch die Sprache des vorletzten Jahrhunderts reden, gibt uns kein Recht, in Bequemlichkeit die neue Sprache auch nicht zu lernen.

In unserem Notenbüchlein steht als Überschrift: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Sonst steht nichts darin. Alles übrige schreiben wir selber hinein, oder unsere Schüler schreiben es hinein.

Dürften wir mit gutem Gewissen eine 1 hineinsetzen? Aufrichtig und vor aller Welt gestanden: nein.

Hatten wir denn noch nie das Gefühl, daß unser Religionsunterricht unsern Schülern nicht gab, was sie haben sollten, was sie gerade in ihrem Alter brauchten, was sie gerade für ihre Umstände und Schwierigkeiten von uns verlangten. Wohl saßen sie da — ruhig vielleicht, aus lauter Achtung vor unserm Ernst und unserm guten Willen. Aber war es uns nicht, als sei es eine unheimliche, beklemmende Ruhe, die Ruhe des Wartsaales, wo man sich nicht kennt und sich nichts zu sagen hat und aus dem man hinausmöchte?

Und wohl uns, wenn es nicht noch schlimmer war! Wenn unsere Schüler die Ruhe unserer heiligen Stunden nicht dazu benützten, sich auf andere Fächer vorzubereiten, ein andermal, von einer sehr fleißigen oder dann sehr unfleißigen Nacht auszuruhen, ein drittes Mal, das Neueste vom Kino, von der Straße oder der familia hospitalis sich zuzuplauschen. Nein, das kam denn doch nicht vor

bei uns, bei mir nicht und bei dir nicht, bester Leser, höchstens bei ihm, der diese Seiten der „Schweizer-Schule“ längst überschlagen hat. Aber, wurden sie je unruhig vor innerer Teilnahme, haben sie schon einmal Miene gemacht aufzustehen, aufzuspringen, deine Zuhörer, um näher zu deinem Pulse und zu deiner Seele zu kommen; hast du ihre Augen leuchten und dir danken gesehen? Haben ihre Herzen geklopft, haben ihre Pulse gehämmert einem kühnen sittlichen Siege, einer frischen Glaubensstat entgegen? Gähnt nicht gar oft die Langeweile in unserm Religionszimmer? Und wenn die Langeweile nach Verbart die größte Sünde eines jeden Unterrichtes ist, so ist sie im Religionsunterrichte nicht nur eine Sünde, sondern das Haupt, die Quelle aller andern Sünden.

Kürzlich — es war vor dem Kriege — wurden in einer deutschen Stadt die Mittelschüler aufgefordert, ihre Ansichten über den Religionsunterricht niederzuschreiben. Mehr als die Hälfte meinte: „Die Religion hat überhaupt keinen Wert; denn für mein Geschäft kann ich sie nicht brauchen.“ Unsere Schüler würden sicher nicht so antworten. Aber wenn sie ganz aufrichtig sein dürften, würden sie sagen: „Allen Respekt vor unserem Religionslehrer und seinem Wissen und seinem Eifer; aber es ist so langweilig bei ihm; er redet über unsere Köpfe hinweg; seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; er kennt uns und unsere Bedürfnisse nicht.“

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Bekommen wir eine bessere Note, wenn wir ins Leben hinaus schauen, ins Leben unserer Mittelschüler hinaus? Sind sie viel gewissenhafter geworden, größer in der Liebe und Furcht Gottes und demütiger vor Ihm, seit wir mit ihnen den ersten Glaubensartikel besprochen? Seit wir mit ihnen durch alle 10 Gebote wanderten: sind sie pünktlicher geworden in den großen und den vielen kleinen täglichen Pflichterfüllungen? ehrfürchtiger allen Vorgesetzten, feiner den Untergebenen gegenüber? edler mit den Freunden und nobler mit den Gegnern? Sind sie gewählter in ihren Worten, reiner in ihren Gedanken und ihren Ansichtskarten? vornehmer, ritterlicher — nicht dem fremden Poppe, sondern ihrer Schwester und ihrer Mutter gegenüber? Sind sie andächtiger in der Kirche und öfter an der Kommunionbank, seit sie von uns von den Wundern der Eucharistie hörten? Und seit sie bei uns den 9. Glaubensartikel für das 20. Jahrhundert lernten: sind sie feinsüßlicher für das Wahrhaft-Katholische und empfindlicher für das, was nicht katholisch oder nur halb katholisch ist?

Und wenn sie es wirklich wurden, seit sie vor unserem Katheder sitzen und an unsere Kanzeln hinausschauen: dürfen wir das dann ohne weiteres als unser Verdienst buchen? Schreibt es Gott nicht eher dem Beispiel guter Eltern, einem apostolischen Freund, der Allmacht der Gnade, dem Gebet einer frommen Mutter zu als uns?

Wenn sie nur nicht schlimmer wurden während der gefährlichen Jahre der Mittelschule! Meinetwegen! vorausgesetzt, daß sie verhältnismäßig gut zu uns kamen.

Aber ich kenne noch etwas Größeres.

Das ist überhaupt unser Fehler — nicht der einzige, aber einer der besonders verhängnisvollen: wir bleiben — in der Schule und auf der Kanzel — zu

viel in der Defensibe; wir sollten unsere Truppen, besonders unsere jungen Truppen, mehr zur kühnen Offensive führen; ihnen Neuland zeigen im Glaubensleben, im kirchlich-religiösen Leben, im praktisch-sittlichen Leben, Neuland, das sie zu erobern hätten.

Und wie viel ging uns verloren, bei aller doch so vorsichtigen Defensibe! Wie viele gingen schlechter aus unsern Klassen als sie paar Jahre früher in diese eintraten! Wie vielen, die 4 und 6 Jahre unsere Schüler waren, sieht man schon beim ersten akademischen oder technischen Semester den katholischen Studenten nicht mehr an! Wie viele kamen einst mit glühender katholischer Seele und mit reinem Herzen in unsere untern Klassen; und während sie bei uns waren, erlosch dieses reine, heilige Feuer! Und ist es nicht wahr: unsere jungen Leute bleiben länger Buben als früher, sind weniger reif, wenn sie das Reisezeugnis erhalten, als früher, sind weniger Mann, wenn sie die Rechte eines Mannes und Bürgers auszuüben anfangen, als sie es früher waren? Es wäre ungerecht, wollte man diese betrübenden Tatsachen einfach dadurch erledigen, daß man uns, den Religionslehrern, den amtlich bestellten Erziehern der jungen Leute, eine schlechte Note machte. Da müßte man schließlich auch Jesus Christus anklagen; von 12 Schülern, die ihm am nächsten standen, wurde einer ein Teufel und ein anderer vor dem Spotte einer Dienstmagd zum Feigling. Aber ganz dürfen wir uns doch nicht mit den Mißerfolgen — wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist — unseres göttlichen Lehrmeisters trösten; denn wir wissen auch, daß wir von seinen 12 Schülern 11 als Heilige zu verehren haben. Wo sind unsere 11 Heiligen?

Das sei für heute unser freimütiges Bekenntnis: Auch wir Religionslehrer sind reformbedürftig. Und das Bekenntnis ist ja der erste, entscheidende Schritt zur Besserung.

Und das sei für heute unser Vorsatz: Auch wir Religionslehrer wollen die neue Sprache, die Sprache des 20. Jahrhunderts lernen.

Rührmichnichtan.

Eugen Rosenberger.

Hat man aus der gleichen Familie nacheinander einige gut talentierte Kinder in der Schule, so lebt man im guten Glauben, es müssen aus dieser Familie nun alle so sein, und ist dann das vierte, fünfte einmal bedeutend schwächer, so fährt man's leicht hart an, bezichtigt es der Trägheit und Nachlässigkeit und handelt oft recht ungerecht gegen dasselbe. Auch den Eltern geht's ähnlich, so daß ein solches Kind oft Jahre lang ein rechtes Marterleben hat und vielleicht sein Leben lang „verschupst“ und zurückgesetzt bleibt.

Mein „Rührmichnichtan“ war ein solches Kind, so ganz und gar nicht wie seine ältere Schwester und der ältere Bruder. Das Äußere schon deutete es jedem an, der einigermaßen Menschenkenner war: niedere Stirne mit weit in dieselbe gewachsenen Haaren. Zudem hatte das Kind immer eiskalte Hände und beim Aufpassen hob es manchmal die Augen so eigenartig blitzschnell in die Höhe, als wollte es an der Decke oben lesen, was es sagen sollte. Als es zum erstenmal